

Der Poreporena-Kricket-Klub

Autor(en): **Ross, Colin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 50

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von der Heilsarmee“, der die Natur nur als Lieferant von Edelmetallen wertet, haben wir ein Abenteuer mit der hüllenlosen Amazone am Bergwasser („Der Gletscher und das Mädchen“). Es ist schön an diesem Buch, daß es keine trodene Lehrfibel der Geographie, sondern künstlerisch sich ständig steigendes persönliches Erlebnis ist. So unmittelbar und körperlich nahe empfinden wir Menschen und Landschaft des Buches, daß wir meinen, Erlebnis und Schilderung seien eins, zusammen und gleichzeitig geboren.

Wir wandern weiter, durch die unheimliche und einmalige „Stadt, die sich selbst verzehrt“, zum deutschen „Arzt von Wellington“ und lernen an seinem Mitgefühl wehenden, Achtung gebietenden Beispiel das typische Schicksal eines Auslandsdeutschen kennen, den alle Not und feindliche Bedrängnis nicht zu zermürben vermochten. Bewundernd verneigen wir uns vor der einzig schönen „Australischen Madonna“ (Frau und Jungfrau in einem, Mutter und Heldin) und lernen den „Napoleon der Maori“, einen gewaltigen und blutdürstigen Eroberer kennen. Auf der furchtbaren „Seucheninsel“ verspüren wir dann deutlich, daß auch die Bewohner der herrlichen Südsee mit den Prometheus-Ketten des Menschlichen, Alzumenschlichen an die Erde geschmiedet sind, wie alles Irdische.

Zum schönen Papua, das wir nun besuchen, gehört Vule Island, die Kolonie der Mörder, die aus — Eitelkeit und Ordenssucht Menschenleben vernichteten. („Seera — das Recht auf Mord“) ... O Südsee, „Paradies auf Erden“! ... In den heute von Australien und Japan verwalteten, ehemals deutschen Kolonien im Stillen Ozean, denen Colin Ross besonders liebevolle Schilderungen widmet, ist es auch nicht zum besten bestellt. Australien bereut schon lange, daß Deutschland seinen gesamten Südseebesitz verlor. Hat es sich doch in Japan einen Gegner selbst herangezogen, dessen stets wachsender Bevölkerungsüberschuß immer bewußter zum leeren australischen Raum drängt.

Und die „glücklichen Inseln“? Colin Ross hat sie nicht gefunden. Die Südsee ist gewiß eigenartig und schön, und



Hanuabada liegt an der Doppelbucht, die das Felsenriff von Elevara mit dem Strand bildet.

Colin Ross singt in seinem Buch „Haha Whenua“, dem der Verlag F. A. Brockhaus eine künstlerische Ausstattung auf den Weg gegeben hat (Leinen RM. 6.—), ihr Lob mit Recht. Aber kann sie uns die Heimat ersetzen? Maui, der neuseeländische Held, hat nach der Sage „Haha Whenua“ aus dem Meere gezogen. „Das Land, das ich gesucht“, wir müssen es aus den Tiefen des eigenen Herzens heraufholen: es ist unsere Heimat, die wir lieben und ohne die wir für immer fremde Gäste auf Erden sein würden.
-brf-

Der Poreporena-Kricket-Klub.

(Mit Bewilligung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig, abgedruckt aus Colin Ross, Haha Whenua — das Land, das ich gesucht. *)

Als wir am nächsten Nachmittag nach Hanuabada **) kamen, trafen wir den Poreporena-Kricket-Klub beim Spiel. Er bestand aus lauter jungen Mädchen dieses Dorfes, lauter „sweet seventeen“, es mochten auch Sechzehn- und Fünfzehnjährige darunter sein, das war diesen rasch voll erblühenden Südseemädchen nicht anzusehen. Jedenfalls waren sie alle bildhübsch und wunderbar gewachsen. Dagi kam, um uns zu begrüßen. Dagi war Lohijas Tochter und Präsidentin des Klubs. Als wir Lohija besuchten, wollte ich seinen Kindern gerne eine Freude machen und fragte, was sie sich wünschten. „Neue Cricketbälle könnten wir gut brauchen“, sagte Dagi rasch, ehe noch die jüngeren Geschwister Zeit hatten, den Mund aufzutun.

Ich war daraufhin mit Dagi bei Burns & Philp, damit sie sich Cricketbälle aussuche, die sie mit viel Sachkenntnis wählte. Es sah seltsam genug aus, wie das schöne, nackte Mädchen sich so sicher und selbstverständlich in dem großen Warenhaus, in dieser rein europäischen Umgebung, bewegte. Als wir die Bälle hatten, sagte ich Dagi, sie solle auch für die jüngeren Brüder etwas aussuchen, und ohne



Dagis Bruder mit seinem Auto. (Der Autor, seine Frau und Ralph.)

*) Die beigegebenen Abbildungen sind Illustrationsproben aus dem Buche. Ihre Klischees wurden uns vom Verlag freundlichst zur Verfügung gestellt.

**) Ein stadähnliches Pfahlbauerdorf von 2000 Einwohnern.

lang zu überlegen, wählte sie ein Auto und ein Flugzeug aus Blech.

Die beiden nackten Rangen spielten unweit mit ihren Schänen, für die sie Garagen aus Sand und vertrockneten Palmblättern erbaut hatten. Dagi aber war ganz große Dame und ihrer Würde als Klubpräsidentin voll bewußt.

Für das Spiel brauchte es keine großen Umstände. Als Spielplatz diente der weiße, feste und doch weiche Strand vor den Hütten. Nur die Bälle waren europäischer Herkunft, alle sonstigen Spielgeräte waren papuanischer Fabrikation. Als Tor dienten Palmwedel, als Schlaghölzer Palmstrünke. Auch sonst waren die Spielregeln ein wenig abgeändert, und ein passionierter Kridetspieler wäre vielleicht entsetzt gewesen. Aber die Mädchen spielten mit einem wahren Feuereifer, und auf alle Fälle sah es wunderhübsch aus. Wenn sie die Bälle schlugen und im Schwung des Schlages sich um ihre eigene Achse drehten, schlangen die Grasröde hoch und standen fast waagrecht ab wie bei einer Ballettänzerin in schwieriger Pirouette. Wenn sie den Ball fingen, sprangen sie hoch, daß die Röde wie wilder Wellenschlag um sie schlugen, und wenn sie bei Platzwechsel in rasend raschem Lauf über den Strand rannten, hüpfen die schönen festen Brüste selbst wie runde Bälle.

Es spielten nur Mädchen. Junge Männer spielen auf Papua kein Kridet. Das ist ihnen zu sanft, sie spielen Rugby. Schließlich ist man nicht umsonst Nachfahre von Koppjägern.

Aber einzelne junge Männer schauten zu, darunter auch Tawara, Dagis Bräutigam. Dagi ist schon verlobt, und wie mir Lohija erzählte, soll sie bald heiraten. Ich glaube, er ist sich mit seinem Schwiegersohn in spe nur noch nicht über den Kaufpreis einig. Durch diesen Kaufpreis geht das Mädchen in den Besitz des Mannes über. Darum wurde auch vor der Ankunft der Weißen Ehebruch wie Diebstahl bestraft, das heißt durch Totschlägen. Als die englisch-australische Verwaltung diesen Brauch verbot, waren die Papuaner so entsetzt über die Amoral des Gouvernements, das Ehebruch straflos ließ, daß wenigstens Gefängnisstrafe darauf gesetzt werden mußte.

Tawara hockte ziemlich teilnahmslos am Fuß einer Palme. Er sieht eigentlich reichlich wild und unziivilisiert aus, und spricht auch kein Wort englisch, im Gegensatz zu Dagi, die es in der Missionschule lernte. Tawara hat ein fast unheimlich umfangreiches Wuschelhaar. Um diesen Urwald zu durchspflügen, braucht er einen Kamm von der Größe eines Dreizacks. Dieser Dreizackkamm ist eine alte Arbeit, wunderbar geschnitzt. Ich hätte ihn Tawara gerne abgekauft, aber als ich Dagi und Tawara einmal bei einem Schäferstündchen auf der Plattform ihres Hauses überraschte, bei dem Tawara mit diesem Riesenkamm sich und seiner Verlobten den Kopf kratzte und sie sich gegenseitig die Läuse absuchten und mit Behagen verpeisten, stand ich von meinem Vorhaben wieder ab.

Mit der Zeit kommen mehr Zuschauer, darunter ein Mann und eine Frau, die uns freundlich angrinsen, als ob sie uns schon lange kannten. Natürlich grinsen wir freundlich zurück, obgleich wir keine Ahnung haben, wer sie sind. Aus dem Dorf sind sie augenscheinlich nicht; denn die Einwohner von Hanuabada halten sichtlich Abstand.

Die Mädchen sind unermüdblich im Spiel. Ich weiß nicht, wie lange ich ihnen schon zusehe, allein der Anblick der schlanken, rasch bewegten Körper in ihrem Muskelspiel ist so reizvoll, daß man des Schauens nicht müde wird. Nur den Kindern wird es langsam langweilig. Renate geht auf Entdeckungsvorhaben aus, und ich sehe sie in ziemlicher Entfernung die Sprossenleiter zur Doba, zum Gemeindeversammlungshaus, hinaufflettern. Ich hätte ihr eigentlich sagen sollen, daß sie das nicht tun darf. Die Papuaner sind

außerordentlich taktvoll, und es gilt als grober Verstoß gegen den Takt, die Häuslichkeit des andern auch nur durch ungehörige Blicke zu belästigen, geschweige denn unaufgefordert einzudringen. Vielleicht spielt sich deshalb auch trotz aller Zusammengedrängtheit der einzelnen Familien das Leben in den Papuadörfern so reibungslos ab. Solange wir da waren, nie hörten wir Zank, Geschrei oder Streit.

Eigentlich sollte ich Renate rufen, aber ich bin gerade beim Photographieren, und ich will mir diese reizvolle Bilder nicht entgehen lassen. Auch Ralph ist verschwunden. Ich sehe ihn unten am Meer. Augenscheinlich sammelt er Muscheln. Das heißt, hier ist nicht viel los mit Muscheln, und so verlegte er sich — wie wir später erfuhren — aufs Tauschgeschäft. Er hatte bemerkt, daß die schwarzen Rangen nach jeder Aufnahme wild um die abgerissenen und weggeworfenen Deckblätter der Filmpacks raufen. Seitdem bat er mich jedesmal darum. Nun stand er da, inmitten eines Hausens lärmender, sich drängender und stoßender nackter schwarzer Bengels und tauschte jedesmal sechs Muscheln gegen ein Agfa-Deckblatt.

Die Silhouette.

Von Edgar Chappuis.

Hundert ausgetretene, knarrende Treppenstufen führten empor durch den engen, immer übelriechenden Schloß des Mietskasernentreppenhauses, das mitten in der armseligsten Altstadt lag.

Und war man diese hundert Stufen hinaufgeklettert, der beständigen Dunkelheit wegen, oft stolpernd und beinahe fallend, so stieß man oben an eine ungehobelte, aus rauhen Brettern zusammengefügte Türe, die zu einer schmalen, niedrigen Dachkammer führte, in der ein Bett, ein Stuhl, ein wackeliger Tisch und eine Kiste voll der Häufigkeiten des Besitzers dieser Höhenbehauung standen.

Kurt Brunner, schwächling, blaß, mit aschblondem kurzgeschnittenem Haar und wasserblauen Augen, war soeben hier eingetreten, dehnte seine Arme aus, so weit er es vermochte, stieß aber dabei an beiden Seiten jämmerlich an.

Allein lebte er hier in der fremden Stadt, wo er vor Wochen eine kärglich bezahlte Stelle als Ausläufer gefunden hatte. Und wenn er, wie das außer Sonntags immer der Fall war, erst zu später Abendstunde seine Kammer auffuchen konnte, breitete sich vor dem kleinen Fenster die Nacht aus, und nur mühsam konnte man ein Gewirr von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, hochgetürmten Brandmauern erkennen, denn von da aus sah man nichts anderes. Aber doch noch etwas: Die unendliche Weite des Himmels, die sich über der Stadt hindehnte, so weit und fern, daß man es vermochte, an die unendlich ferne liebe Heimat zu denken, über der sich der gleiche Himmel breitete und die nämlichen Sterne sichtbar waren.

Es war eine milde Nacht. Kurt stand am Fenster und schaute träumend hinaus. Er besaß weder Freunde noch Bekannte in der Stadt, fühlte Bitterkeit und Heimweh in seinem jungen Herzen. Tagsüber hieß es hart arbeiten, rennen und laufen, treppauf und -ab, immer im Sprung, dazu gescholten und angebrüllt. Es sollte noch immer schneller gehen. Und dann abends. O Gott, diese unendlich langen, trüben, einsamen Abende allein mit sich und seinen wehmütigen Gedanken! — Sich zerstreuen, Kinos besuchen, Wirtshäusern? Mit was für Geld, wo man kaum genug für den nötigsten Lebensunterhalt verdiente. So sah man zu Hause, las irgend eine alte Zeitung, die man im Geschäft gefunden, sah vor sich hin, machte Zukunftspläne, die wohl nie verwirklicht werden konnten.